

## Das Menschlein Matthias.

4) Erzählung von Paul Jig.

An ein Weiberschlafen dachte keines mehr; auch das Wiegenkindlein war von dem Lärm erwacht und mußte gestillt werden. So setzten die zwei Familienhäupter den Diskurs angeregt fort. Das Paar gehörte im Grunde, wie Matthias' Großvater, zum abgepresstgen Bauerntum; es war in dessen Zusammenbruch verwickelt, aus einem stattlichen Gehöft in diesen stumpfen Erdenwinkel getrieben worden. Obwohl dann der regsame Mann gleich lohnende Arbeit fand und auch die Frau sich in den kleinen Verhältnissen trefflich auf den Erwerb verstand, konnte diese den schlimmen Wechsel nicht verschmerzen. Sie besaß das den Bauern von Stand und Herkunft eigentümliche schwerfällige Ehrgefühl, welches über den Verlust der eigenen Scholle alle anderen Daseinsmöglichkeiten gering ansieht. In ihrer Heimat, an der sie mit allen Fasern hing, ließ sie sich deshalb nicht mehr bliden, und trotzdem sie überzeugt war, daß nirgends in der Welt so fastige Kirichen und Trauben, so schmachtige Kartoffeln und Kohlköpfe wuchsen, wie dort unten, strebte sie nicht danach, einmal wieder dorthin zurückzukehren. Es war ihr, als müßte die auf ihr Geschlecht gefallene Schande im Kreis der Bekannten durchs ganze Leben fortwirken. — Die Heimat, dachte sie, ist nun einmal verspielt, für ewig dahin. — Aber etwas anderes lag ihr fast stündlich im Sinn. Der eine ihrer Brüder, der damals nach Argentinien ausgewandert, hatte gute Bottschaft geschickt und berichtet, daß klätige Leute drüben mit bescheidenen Mitteln ein besseres Auskommen fänden. Seither hegte die Angehrin keinen anderen Plan mehr, als diesen, dem Bruder mit Sach und Rats baldmöglichst zu folgen. Ihr Verlangen nach der neuen Welt war so mächtig, daß sie, um ihn schnell ins Werk zu setzen, sich und den Ihren kein Vergnügen, ja kaum das tägliche Brot mehr gönnte. Die Sache hatte nur einen Haken. Der Weiche Angehr war bei weitem nicht so flügge wie das ehrgeizige Weib. Seine Tätigkeit in der Staderei Treustadt gefiel ihm recht wohl, auch das Stadtleben mit seinen Vereinen und vielfältigen Zerstreuungen stieß ihn durchaus nicht ab. Was er dort wochentags vernahm, war eigentlich nur die Gefährtin, die Familie, welche der Willigkeit halber da oben hauste. Mit dieser vereint, wollte er gerne Stadtbürger werden und all seinen Fleiß aufbieten, um sich und die Seinen rechtschaffen durchzubringen. Aber die Angehrin mochte davon einstweilen nichts hören. Es half auch wenig, daß er auf seinen wachsenden Verdienst pochte: „dort unten wurde bei so viel Köpfen doch nur ein Hungerleben daraus!“ war ihre feststehende Meinung. — Diese beiden sich bekämpfenden Lebensansichten hatten zwar insofern einen leidlichen Waffenstillstand geschlossen, als von beiden Seiten auf die Hauptschlacht hin weder gepart wurde, was wenigstens dem allgemeinen Wohlstand zusatten kam. Allein der Himmel dieser Ehe war doch stets voller Gewitterstimmung: von einer Sekunde auf die andere konnte ein Hagelwetter losbrechen, und dann war es fast immer des schwächeren Mannes Weizen, der daniederlag. Das kam eben von seiner größeren Liebe zu dem energischen, ungehändigten Wesen, dessen Widerstandskraft und zähe Ausdauer er im stillen bewunderte. Sie schämte sich eingeständenermaßen schwer, nur das Weib eines armeligen Tagelöhners zu sein. Davon sprach sie auch heute, während sie Mühe hatte, des Mannes Bärtlichkeit abzuwehren.

„Dir kommt's eben nicht drauf an, was draus wird!“ grollte sie, wieder im Bett zwar, aber noch voll des vorigen Mergers. „Und wie ich die geschlagene Woche da oben zubringe, schiert Dich ebentowenig. Du bist wenigstens sicher, daß mir keiner auf die Haden tritt!“

„Wär' ich's nur! Es heißt am End' nicht umsonst „Einkehr zum Gupf!“ meinte er die Ungebärdige mit einem Hauch von Eifersucht, der nicht so ganz aus der Lust gegriffen schien. „Und ich? Was blüht denn mir derweilen?“

Voranf sie ein etwas verittigenes Gelächter hören ließ. „Ja, beim Donner! Mit Dir wird man noch Bedauern haben müssen. Ich schäbe, unter hundert Fabriklerinnen wird Dir das Geschmäcklein wohl nicht ausgehen. Man hört etwa auch, wie's in denen Jungfernmühlen zugeht und was das alles

für schlechte Lächer sind. Ich brauch' nur die Gritta anzusehen.“ — womit sie ihre Schwester meinte — „dann weiß ich schon genug!“ Und nach einer Weile, wieder in dem Traum des neuen Lebens besungen, senkte sie so schwer: „Ach, wie will ich Gott danken, wenn ich von alledem nichts mehr höre und sehe!“ daß er seine Absicht, ihr den Umzug nach der Stadt aus einem neuen Gesichtspunkt verlockend zu machen, einstweilen wieder schlafen legte. Es war ohnehin ein recht waghalsiges Unternehmen, das ihm da vorschwebte. In Wahrheit hatte er allerdings nur das Wohl der unglücklichen Gefährtin im Auge. Er dachte nämlich, daß ihre Eigenschaften einer findigen Wirtin, die sie schon in dem kleinen Bergpinklein bewies, unten in der Stadt erst recht Wollle ansetzen und ihr eine ganz andere Bestriedigung bringen müßten. Das war sicher kein Fehlschluß. Aber der einsichtige Mann, der dazu eine ruhige Häuslichkeit über alles liebte, ahnte auch die Schattenseiten der „guten Idee“. Einmal war da seine Nette, die herzkrankte Marie, der die Vergnust bitter nollat. Seiner Natur gemäß hing er an diesem Kinde weit mehr als an den gesunden. Es gab aber auch noch andere Gefahren. Mit ihren fünfunddreißig Jahren konnte die Wirtin zum Gupf noch allerlei Begehrlichkeiten erregen und wohl auch selbst in Versuchung geraten. Hatte er in dieser Hinsicht hier oben wenig zu fürchten, so war hingegen die Stadt ein recht gefährlicher Herd, wo leicht ein unglückliches Feuer aufflammern konnte.

Trotz alledem hoffte er nun wenigstens sein bißchen Sonntagsglück herauszuschlagen, indem er ihr diese Eingebung mit etlichen Anläufen offenbarte. Ueberrumpeln konnte er sie nicht. Als sie jedoch merkte, wo hinaus der Mann wollte und wie es gemeint war, kam ihr Widerspruch weniger schroff wie gewöhnlich; sie sank bald in ein abgründiges Sinnen, während er den bunten Faden mit fühlbarer Wärme weiterspann. Blind und taub hätte sie sein müssen, um in diesem Falle keine Opferliebe zu verkennen. So beziel sie plötzlich eine seltene Mäßigung.

„Ein Guter bist Du doch, das muß man Dir lassen. Aber ich weiß halt nicht, was ich sagen soll!“ schluckte sie auf, ohne ihm länger zu widerstreben. Ihre Weiblichkeit glück darin einem Steinbruch: nur mit Gewalt oder unehdlicher Hingabe war ihr beizukommen. Der Weiche Angehr konnte jedoch nur das eine Mittel, und deshalb war seine Ehe ähnlich einem ewigen Brandstand oder einer Schule der Enthaltamkeit.

So gut wie an diesem Morgen hatte er es wahrlich schon lang nicht mehr getroffen. Nicht nur ließ sie ihn anständig zu Worte kommen, sie zeigte auch ein ehrliches Interesse für seine Berechnungen. Besonders gefiel ihr sein Urteil, daß sie noch zehnmal das Zeug zu einer zünftigen, unterhaltamen Wirtin besitze und ihr wohl niemand von selbst die vier Kinder anmerken werde. Um den Zulauf brachte sie sich flüchtig nicht zu sorgen. Galt war ihm bei diesen Reden zumut, als schauke er sich selbst sein Grab, und doch fühlte er sich seltsam beglückt, als er sah, welchen Eindruck er damit machte. Seit Jahren hatte er die Seine nicht in so fruchtbarer Nachdenklichkeit gesehen. Sie machte bereits selber Voranschläge, sann auf neue Ersparnisse und sah sich im Geiste schon mit einer von Silber strohenden Geldtafche geziert hinter einem kristallbesetzten Auskänt stehen. —

Das Weihnachter Kirchlein hatte längst zur Frühmesse gerufen und die zu einem peinlichen Frieden gezwungenen Widersacher in der Dachkammer harrten auch schon ungeduldig auf ihre Sonntagskleider sowie den besseren Morgenimbiß. Aus einer wilden Furie in eine gültige See verwandelt, stieg die Angehrin endlich wieder hinauf, brachte sonntägliche Seife und Handtücher, wonach das befreite Wöcklein seelensfroh in den göttlichen Morgen hinausfuhrte. Der Pumpenschwengel flog, hohle Hände schöpften das kolkklare Wasser, und in zwei Minuten war die ganze Toilette beendet.

„Mach Du mir jetzt keine Stempeneien mehr, Bub, wenn Du nicht willst, daß ich hent der Mutter klaren Wein einschenke!“ warnte die Gestrenge den verheulten Matthias, der aus dem milden Ton ihre freundlichere Gesinnung spürte. Allein die so schwer erlangte Gewißheit, daß die Ersehnte wirklich kam, erhob ihn schnell über die Schmach der letzten Stunde. Er schwenkte die Brust zuerst noch von einem beträchtlichen Tränenvorrat aus und hielt dann tapfer still, als ihm die Wasgotte in merklicher Pönitzeng einen besonders

geraden Scheitel durch das helle Kraushaar zog. Welche Wandlung! Die plötzliche Zutunlichkeit empfand er mit einem anderen, aber nicht geringeren Grauen als vorhin die harte Strafe. Sonst dachte sie nie daran, ihn zu fämmen. Wollte sie verhüten, daß seine Mutter ihm etwas anmerke? Sie faßte den Kleinen, nachdem das Haar ordentlich hochstand, kraftvoll unter den Armen, hob ihn spielend leicht hoch und küßte ihn wie ergriffen von seinem Leidensblick, die schmerzlich bewegten Lippen.

„Kannst Du mich denn nicht auch ein bißchen gern haben, Du Mordskerle, der Du bist! Warum tust Du alleweil so, wie wenn ich des Teufels wär?“ stieß sie in einer unfinnigen Neugier hervor und drückte den verstörten Knaben, den eine ohnmachtähnliche Schwäche besiel, gewaltsam an die Brust.

Matthias wußte nicht, was ihm da geschah, und wie er wieder auf die Erde zu stehen kam. Er zuckte zusammen unter ihren Habichtsaugen, schwankte auf seinen zittrigen Weinen, seine Sinne waren minutenlang völlig getrübt und kämpften heftig gegen einen betäubenden Geruch, den ihm die Wasgotte eingehaucht hatte.

Bestürzt ließ diese ihn wiederum fahren und machte sich leise jammernd an der jüngeren Tochter zu schaffen.

„Herr, du meine Güte, was ist das für ein Rätsel von einem Dabl!“ Wenig fehlte, so hätte sie die Rührung überwältigt. Sie erschauerte selber über die dunklen Abgründe ihrer Natur, vor denen sie die Augen schließen mußte, ohne sich retten zu können. Allzu häufig erlitt sie solche Anfälle, erkannte sie jedoch immer erst hinterher und vergoß viele Tränen, weil sie das Uebel stets wieder so hilflos unterliegen mußte.

Auch der Wasserstand des Bleichers hatte, wenngleich aus anderer Ursache, einen ungewöhnlichen Grad erreicht. In seinen Augen spielten alle Regenbogenfarben. Der gute Mann belauschte vom Stubenfenster das fröhliche Treiben der Kinder am Brunnen, sowie das vermeintlich friedsame Gemüt der Hausfrau, tauchte dazu sein Pfeifchen in den leeren Magen hinein und sah das Dankopfer räuchlein gottwohlgefällig und blau wie die Luft zum Himmel steigen. Eine Morgenfeier wie diese, dachte er, war mit sechs Arbeitstagen nicht zu teuer erworben. Obendrein genöth er das prächtigste Naturschauspiel, zu dem heute die Städter scharenweise aufwärts pilgerten. Bei diesem Blick über die traute Heimathwelt im Sommersonntagsstaat erkannte er vollends, wie stark sein Gefühl einer Auswanderung widerstrebte. Diesen Gedanken mußte er zeitig einen Niegel stecken. Alles andere dünkte ihn besser, als solche Flucht in die Fremde. In seiner Einfalt suchte er einen würdigen Sinnpruch, der zu seiner gehobenen Stimmung paßte, und so fand er das alte gute Wort, ihm als Kind in der Schule schon eingeprägt: „Aus Vaterland, ans teure, schließ dich an!“ Lange schaute er so auf das blühende Land und hinüber auf die wunderbar besonnten Schneeberge. Einen anderen Gottesdienst als diesen kannte er nicht.

(Fortsetzung folgt.)

### Die goldenen Treffen.

Von Karl Soerensen (Stagen).

(Schluß.)

„Willkommen also an Bord, und Dank, daß Ihr Euch hinauf bemüht habt, um mich zu begrüßen. — Herrgott, seid Ihr es denn wirklich?“ „Ja, zum Teufel,“ sagte Schiffer Kristensen, „wir sind’s.“ „Ganz gewiß,“ sagte Schiffer Jensen. „Willkommen an Bord,“ sagte Kapitän Hansen und schüttelte ihnen noch einmal die Hand. „Wollen wir ein bißchen in die Kajüte runter gehen und einen Kleinen nehmen?“ Auf dem Weg zur Kajüte stierten sie auf den Steuermann, einen schmutzen jungen Mann mit wohlgepflegtem Schnurrbart. Er hatte ja allerdings nur zwei Goldtreffen an der Mütze, aber er trug Manichetten bis an die Fingerspitzen und leuchtete über und über wie ein Glanzbild. Kristensen und Jensen konnten gar nicht an ihm vorbei kommen und zogen unwillkürlich die Mützen ab, als der Kapitän die Thür zur Kajüte öffnete. „Ja,“ sagte der Kapitän, „hier wohne ich.“ Und er wählte schön. Da war ein Mahagonistisch und Mahagonistühle und ein Plüschsofa. Die Wände waren mit prächtigen Ahorn gefächelt und große Spiegel in vergoldeten Rahmen hingen ringsum in der Kajüte. Schiffer Kristensen und Schiffer Jensen drückten sich auf eine Ecke ihres Stuhles; es war deutlich zu sehen, daß sie sich in dieser Situation etwas gedrückt fühlten. „Na, was wollen wir trinken?“ „Jaa,“ sagte Kristensen, „wenn es durchaus was sein

soil, dann vielleicht einen steifen Grog.“ Jensen sagte gar nichts. Der Kapitän ging hinaus. Er blieb lange fort und als er wieder herein kam, sah er nicht so froh aus wie vorher. Neben Kapitän Hansen lag auf dem Tisch die Goldbetrehte und hatte ein korrektes und ernstes Aussehen. Kristensen sah und grinst: „Sit, Sit, Sit.“ — „Gut, Gut, Gut“ gluckste Jensen; plötzlich verstummte alles auf einem Nuck: herein kam der Steward mit dem Grog. Der Steward schritt voran wie ein Bischof im Dom, blieb am Tisch stehen und setzte das Tablett ab, daß es mit einem Bums auf den Tisch schlug. Kristensen und Jensen sagten beide Guten Abend und erhoben sich ein wenig vom Stuhle. Aber der Steward sagte gar nichts; er sah von oben herab auf die beiden Prahmschiffer und schritt aus der Thür, wie er gekommen war.

Schiffer Kristensen senkte unwillkürlich tief auf, als die Thür sich hinter jenem geschlossen. Kapitän Hansen trommelte mit den Fingern auf den Tisch. „Das ist ein mißrathiger Gesell, der da,“ sagte Schiffer Kristensen und zeigte vorsichtig mit dem Daumen gegen die Thür. Der Kapitän lächelte, aber das Lächeln wollte nicht recht glücken, darum gab er es wieder auf. „Man hat seinen Aerger mit solchen Leuten; bitte mißet Euch Euren Grog.“ „Jawoll,“ sagte Jensen. Schiffer Kristensen nahm sich Zucker und goß Wasser darauf. Das Wasser war kaum lauwarm. „Ich hoffe, das Wasser ist warm genug,“ sagte der Kapitän, „sonst will ich . . .“ „I Gott bewahre,“ sagte Schiffer Kristensen mit gedämpfter Stimme und tat, als ob er sich verdrante. „Das Wasser ist ja warm, gerade so recht, nicht wahr, Jensen?“ „Jawoll,“ sagte Jensen.

Die Zigarren wurden in Brand gesetzt und die Schiffer fühlten, daß das Schlimmste überstanden war. Das Gespräch kam in Gang. „Weißt Du noch damals in Hamburg? und das einmal in Rotterdam?“ — „Ja, ja, das waren lustige Zeiten damals. Man ist wohl rechts und links angerannt mit dem Bug, aber immer hat man die Ohren steif behalten — was?“

Mit dem Tobakbrauch breitete sich eine gewisse Behaglichkeit über der Kajüte aus. Schiffer Kristensen vergaß Blüsch und Rahogoni und schlug auf den Tisch. Die ersten zweimal nahm er sich rasch wieder zusammen, aber das dritte Mal vergaß er die Wandtäfelung und Goldspiegel und ließ die Faust auf dem Tisch liegen. Der Kapitän lag in dem Stuhl zurückgelehnt mit geschlossenen Augen und lächelte. Schiffer Jensen sah vorgebeugt und war die ganze Zeit von innerem Lachen erfüllt, das in ihm hochstieg wie Luftblasen im Wasser.

Plötzlich verstummte alles: jemand hatte an die Thür geklopft. „Es klopft,“ sagte Kapitän Hansen, und richtete sich auf. Schiffer Kristensen und Schiffer Jensen sahen sich an und sagten nichts. „Herein,“ sagte der Kapitän, und der Steuermann mit den zwei Goldtreffen trat ein. Er blieb gleich in der Thür stehen, als ob er einen Puff vor die Brust bekommen hätte. „Kommen Sie nur näher,“ sagte Kapitän Hansen trocken, und der Steuermann kam näher. Er bat um Entschuldigung und gab dem Kapitän mit artiger Handbewegung eine Kuvert. „Danke,“ sagte der Kapitän, „es ist gut.“ Schiffer Kristensen und Schiffer Jensen drehten sich auf ihren Stühlen herum und folgten dem Steuermann mit den Augen, als er ging.

Kapitän Hansen erbrach das Kuvert und las das Telegramm. Schiffer Kristensen beobachtete seinen Gesichtsausdruck und sah, daß sein Freund Hansen alt geworden war. Nein, alt war er wohl eigentlich nicht geworden, aber er hatte Falten auf der Stirn bekommen und seine Augen hatten einen unruhigen Ausdruck erhalten; er sah nicht mehr aus wie ein Seemann, aber es war nicht mehr der sichere und gleichgültige Ausdruck in seinem Gesicht, es lag etwas Unruhiges, Angespanntes über ihm. Schiffer Kristensen war kein Menschenkenner und hatte nicht viel Verstand vom Leben, aber er war immerhin ein gut Teil herumgekommen.

„Das ist von der Meederei,“ sagte Kapitän Hansen und faltete das Telegramm zusammen.

„Mit denen ist gewiß nicht gut Kirchen essen,“ sagte Schiffer Kristensen vorsichtig. Kapitän Hansen trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte und sah in eine Ecke der Kajüte. Plötzlich hielt er inne: „sah auf Kristensen und von Kristensen zu Jensen und wieder zurück.“ „Nein, wahrhaftig nicht,“ sagte er. Es folgte eine kleine Pause, dann begann er wieder: „Du kannst mir glauben, Kristensen,“ sagte er, und jetzt war er weder der Dampfschiffer noch der Prahmschiffer, der sprach, „Du kannst mir glauben, daß ich oft genug an die Zeit zurückdenke, als ich noch meinen kleinen Zweimaster hatte.“ „Die bezahlten aber wohl gut, diese Leute?“ sagte Schiffer Kristensen. Der Kapitän lächelte, aber sein Lächeln war matt und höhnisch. 25 000 Kronen habe ich hineingesteckt, um dies Schiff zu führen; das soll nun verzinnt werden, je nach dem Ueberschuß, den das Schiff bringt, aber es bringt keinen Ueberschuß und wird es nie tun. Ich bekomme 3000 festes Gehalt jährlich. Fünf Prozent von 25 000 macht 1250, ziehen wir die von den 3000 ab, so bleiben 1750 übrig. Und für das Geld muß ich mich herumschlagen mit Mallern, Spedituren, Frachtleuten und Zollbeamten, und wie zum Henker man sich auch dabei benimmt, in jedem Fall kann man sicher sein, daß es verkehrt war, wenn man das nächstemal von der Meederei etwas zu hören bekommt.“ Kapitän Hansen nahm die Goldbetrehte vom Tisch und schlenderte sie in das Sofa; sie fiel mit dem Dedel nach oben und zwar so, daß sie ganz und gar ihr imponierendes Aussehen verlor. „Das kannst Du mir glauben, Kristensen, daß hier nicht eitel Freude und Herrlichkeit herrscht.“

Schiffer Kristensen nickte: „Nee, nee, so ist es wohl nicht.“

„Damals, als ich meinen kleinen Zweimaster noch hatte,“ fuhr Kapitän Hansen fort, „da konnte ich in Holzpantinen über die Gasse laufen; das kann ich nun nicht mehr. Jetzt ist man Kapitän und geht mit goldenen Treppen und solchem Dred.“

„Jawoll,“ sagte Schiffer Kristensen. „Aber man ist ja gebunden und kann nicht wieder loskommen; aber das kann ich Dir sagen, hätte ich mich nicht erst hiermit eingelassen, so wünschte ich, ich sähe noch auf meinem Zweimaster.“ Kapitän Hansen schwieg, und es verbreitete sich eine tiefe Stille über die Kajüte, und bald danach gingen die beiden Schiffer.

„Jetzt wollen wir, hol's der Teufel, einen richtigen Grog von Num haben, der nicht halbkalt ist,“ sagte Schiffer Kristensen. Er stand unten in der „Marie“ und wirtschafete herum, mit einem Streichholz in der einen Hand und einem Lampenzylinder in der anderen. „Jawoll,“ sagte Schiffer Jensen. „Ich war, weiß Gott, schon nahe daran, den Hansen mit einzuladen,“ sagte Kristensen.

„Jawoll,“ sagte Schiffer Jensen und trat in die Pfütze am Fußboden, daß es platschte. „Das hat hier ja schön bei Dir hereingeregnet.“ „Hol's der Teufel,“ sagte Schiffer Kristensen und wandte sich von der Lampe ab, die nun in Ordnung war und mit einer schwachen, schmutzig gelben Flamme durch das ruffige Glas hindurch schien, „meinetwegen soll es zum Teufel mit Wütten auf mich heruntergießen, wenn es Lust hat. . . Viel schlimmer ist es, wenn es auf einen nicht herunterregnen kann, weil einem die Kajüte nicht gehört.“

„Jawoll,“ sagte Schiffer Jensen und setzte sich auf die Holzbank. „So'n Dampfschiffer, der ist doch im Grunde bloß 'ne dreckige Maus!“

## Aus der Geschichte der Museen.

Die Museen gelten uns heute als Volksbildungsstätten. Sie sind in ihrer vielfachen Gliederung als Kunstmuseen, geschichtliche, naturwissenschaftliche, technische Museen eines der wichtigsten Fortbildungsmittel für den, der über die Bildungsstufe der Schule hinaus will. Sie als solche Bildungsmittel noch tauglicher und geeigneter zu machen, ist die Arbeit zahlreicher Männer, unter denen Lichtward und Theodor Volbehr, jener in Hamburg, dieser in Magdeburg wirkend, besonders genannt seien. Selbstverständlich gibt es auch recht viele Museen, die ihre volkspädagogische Arbeit und Aufgabe anderen Prinzipien unterordnen, indem sie lediglich an den Fachmann denken, sich nur in den Dienst der Gelehrsamkeit stellen und nur dem zünftigen Historiker oder Naturwissenschaftler etwas bieten. Solche Museen — und leider gehören zu ihnen die meisten Berliner Museen — erfüllen ihre Aufgabe schlecht. Das Museum soll sein eine öffentliche Sammlung, und das bedeutet nicht nur, daß es allen Bürgern ohne Entgelt offen steht (was heute auch nicht einmal mehr unbedingt der Fall ist!), sondern vor allem auch, daß es für die Allgemeinheit von Nutzen ist, daß es in ihrem Interesse verwaltet und geleitet wird! Denn lediglich unter dieser Voraussetzung darf der Staat von allen seinen Angehörigen Summen zur Verwaltung und Vergrößerung der Museen einfordern, und sicher nur unter dieser Voraussetzung bewilligen die Volksvertretungen jene Summen. Werden diese dann aber so verwendet, daß eigentlich nur der Fachmann einen Nutzen davon hat, so muß man von einer verkehrten und tadelnswerten Verwendung sprechen. Denn der Fachmann macht, um welches Gebiet immer es sich handelt, doch nur einen recht geringen, ja verschwindenden Prozentsatz des Volkes aus! Die Wissenschaft ist etwas sehr verehrungswürdiges und wertvolles, und keineswegs sind unsere Ausführungen gegen sie gerichtet, aber Wissenschaft ist doch nicht das Höchste im Leben der Gesamtheit! Höher als der Vorteil der Wissenschaft steht unbedingt der allgemeine Nutzen. Um ein Beispiel zu nennen: es ist nicht richtig, in einem Museum die Sammlungen so anzuordnen, daß sie zwar dem Gelehrten die Hebersicht, den Vergleich und die Bearbeitung erleichtern, aber den bildungsstrebenden Nichtfachmann nur ermüden, langweilen und vertreiben. Der Fachmann, der ein spezielles Gebiet bearbeiten will, hat nun einmal Mühlsal, sich sein Material zusammenzusuchen zu müssen. Das gehört zu seiner Arbeit. Die Allgemeinheit wird ihm dabei keine Steine in den Weg legen, im Gegenteil, sie wird ihn gern unterstützen. Aber das kann nicht so weit gehen, nun das ganze vielfältige Leben nach dem Gesichtspunkte einzurichten: „wie wäre es für den Gelehrten am übersichtlichsten?“ Nehmen wir an, es handele sich um einen Kunsthistoriker. Nichtet man ihm alle Gemälde- und Skulpturensammlungen nach fachwissenschaftlichen Gesichtspunkten ein — d. h. so, daß sie der Allgemeinheit wenig bedeuten! —, so wird ihm damit gewiß ein Teil seiner Mühen abgenommen oder erleichtert, aber einmal ist dieser Teil der Mühen im Vergleich zu den sonstigen so unbedeutend, daß ein einseitiger Kunsthistoriker wohl freiwillig auf ihn Verzicht leisten wird, zweitens aber würde ein Kunsthistoriker, der die fachwissenschaftliche Anordnung der Museen, trotz der damit verbundenen Benachteiligung der Publikumsinteressen, nach wie vor für sein gutes Recht hielt, schließlich auch noch verlangen können, man solle alle Rathäuser, alle Kirchen, alle Burgen Deutschlands, nach Jahrhunderten, nach den Künstlern und nach ihrem Charakter geordnet, neu aufstellen. Das ist faktisch nicht gut möglich, und insofern wäre diese Forderung allerdings unsinnig, aber prinzipiell ist sie genau so berechtigt wie die Forderung einer Ordnung der

Museen nach fachwissenschaftlichen Gesichtspunkten, d. h. beide sind unberechtigt!

Es könnte in Erstaunen versetzen, noch heutigen Tages so rückständigen Auffassungen von den Aufgaben und Zielen eines Museums zu begegnen, zumal das Museum doch schon auf eine viele Jahrhunderte lange Entwicklungsgeschichte zurückblickt, wenn nicht eine nähere Einsicht in eben diese Entwicklungsgeschichte lehrte, daß ein Museum ursprünglich etwas durchaus anderes war, als was wir heute darunter verstehen. Wir haben oben ausgeführt, daß das moderne Museum eine Volkshilfsbildungsstätte ist. Nun, in seinen Anfängen war das Museum alles andere, nur nicht dieses! Sowohl das Museum, das Ptolemäus Thiladelphos, der 284—246 v. Chr. König von Aegypten war, in Alexandria errichtete, wie das Museum des Medizeers Cosimo I., das dieser um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Florenz einrichtete, und das den Grundstock der heutigen hochberühmten Uffizien-Galerie ausmacht, waren Privatsammlungen zur Befriedigung der Luxusbedürfnisse eines Einzelnen. Eine Angelegenheit des privaten Luxus, das ist das Museum seiner Entstehung nach, und ist es durch lange Generationen auch geblieben. Fast alle die großen Sammlungen des Kontinentes — es kommen hierfür in erster Linie Kunstsammlungen und Antiquitätensammlungen in Betracht — gehen in ihrem Ursprung zurück auf die Wunderkammern, auf die Schatzhäuser und Kunstkabinette früherer Fürsten. Jeglichen Gedanke an öffentliche Kunstpflege war bei ihrer Errichtung nicht wirksam gewesen.

Dieser Begriff der öffentlichen Kunstpflege taucht erst sehr spät auf — im Beginne des 19. Jahrhunderts. Die Sammlungen der National Gallery zu London und die Berliner Museen verdanken ihre Entstehung nicht mehr der Brunnflucht der Fürsten, sondern sind von vornherein als öffentliche Sammlungen, als Volkshilfsbildungsstätten beabsichtigt. Die Berliner Museen gehen in das Jahr 1823 zurück, die Londoner National Gallery ist etwas älter. Dagegen sind die in weit frühere Zeiten zurückgehenden Galerien des Louvre zu Paris, der Pinakothek zu München, der Gemäldegalerie zu Dresden, des Prado zu Madrid, des Pitti und der Uffizien zu Florenz ihrem Ursprunge nach fürstliche Privatsammlungen gewesen. Ihre Umwandlung in öffentliche Kunstsammlungen war ebenfalls ein Sieg des Gedankens einer öffentlichen Kunstpflege! Diese Umwandlung erfolgte nun nicht plötzlich, vielmehr waren diese älteren Galerien in beschränktem Maße auch schon früher zugänglich gewesen, und der Uebergang von Privatsammlung zum öffentlichen Museum war auch insofern kein plötzlicher, als in Berlin zum Grundstock der Museen ebenfalls älterer Besitz der Hohenzollern genommen werden konnte, wobei freilich leider der wertvollste Teil dieses Besitzes, die Gemälde des Antoine Watteau, die der Stolz Friedrichs II. gewesen waren, im Schlosse zu Berlin verblieb, da der mit der Ausmusterung der königlichen Schlösser beauftragte Socherkändige den hohen Rang Watteaus, der damals nicht „modern“ war, nicht erkannte.

Jedenfalls kann man von den Museen als von Volkshilfsbildungsstätten erst seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts sprechen. Gar so lang ist also die Geschichte des modernen Museums noch nicht, und es ist schließlich nicht so erstaunlich, wenn dieses moderne Museum noch nicht den denkbar höchsten Grad seiner Vollkommenheit erreicht hat. Freuen darf man sich immerhin über die Ausbreitung und Vertiefung, die der Gedanke einer öffentlichen Kunstpflege gefunden hat. Neben den Staat sind die Städte mit öffentlichen Museen hervorgetreten: Leipzig, Hamburg, Bremen, Magdeburg, Mannheim, Berlin, Stettin u. a. Einige von ihnen leisten sogar das Beste, was heute auf dem Gebiete der erst genannten Kunstpflege geschieht. Ganz besonders verdient der streng durchdachte und originell aufgebaute Versuch Volbehrs in Magdeburg a. d. d. stärkste Interesse.

Woran liegt es nun, wenn so viele Museen ihrer Aufgabe noch nicht gerecht werden, wenn sie in Verkennung ihrer wirklichen Rolle einseitig die Interessen des Fachmannes vertreten, wie beispielsweise die Berliner Sammlungen, die wir doch oben gerade als eines der ersten Museen kennen lernten, denen bei ihrer Gründung der Gedanke einer öffentlichen Kunstpflege zugrunde lag?

Das hängt zusammen mit der Frage, wer zur Leitung eines Museums am meisten berufen sei. Der erste Museumsdirektor war überall der adlige Hofmann, der kavalierrmäßige Dilettant, was nach dem oben Gesagten nicht wundernimm, um so weniger, als ja an den Hoftheatern noch heutigen Tages der Intendant zumelst ein höfischer Dilettant ist. Ihn löste der Künstler ab. Nachdem sich aber herausgestellt hatte, daß der Künstler, je mehr er als produktiver Künstler von Rang ist, als verwaltender Galerieleiter um so weniger brauchbar ist, trat der Kunsthistoriker, der Kunsthistoriker an seine Stelle, und so muß zugegeben werden, daß der Kunsthistoriker sich um die Durcharforschung, die Verwaltung der Museen recht bedeutende Verdienste erworben hat. Es verdient beachtet zu werden, daß alle die Museumsdirektoren, die heute Wertvolles und Fruchtbares leisten und die es verstanden haben, das Volk für ihre Arbeit zu interessieren, wie Lichtward, Pauli, von Haus aus Kunsthistoriker sind, und daß auf der anderen Seite kaum ein einziges Museum unter einem Künstlerdirektor das allgemeine Publikum zu fesseln vermochte.

Rein erfahrungsgemäß hat sich bisher der Kunsthistoriker tatsächlich als der beste Museumsdirektor erwiesen; aber beileibe nicht jeder Kunsthistoriker, der ein Museum zu leiten hat. Ja, man muß, wenn man die besten unserer Museumsleitungen betrachtet,

sagen, daß am glücklichsten der Kunsthistoriker zu sein scheint, der nicht nur Kunsthistoriker ist, der vielmehr auch unmittelbar und intensiv Kunst zu erleben weiß, wofür man als Beispiel Hugo v. Eschudi anführen darf. Der produktive Künstler wird im allgemeinen keine Lust zu Verwaltungsdingen haben, der reine Kunsthistoriker wird bewußt oder unbewußt nur für den Fachgelehrten arbeiten — am vollkommensten ist eine Mischung beider, zu der als drittes Element eine starke Dosis pädagogischer Begabung kommen muß.

Dr. Adolf Bruno.

### Kleines Feuilleton.

**Welträufel des Kindes.** Der Schweizer Dichter Karl Spitteler gibt seine Kindheitserlebnisse in den Süddeutschen Monatsheften wieder (die solche Selbstbekenntnisse besonders pflegen). Wie er das große Staunen und Fragen des Kindes vor neuen Erfahrungen erlebt, ist besonders anschaulich und bildhaft geschildert:

In schwarzer Nacht töckten mich grausige Töne: ein schauriges Gemisch von Schnauben, Höfeln und Stöhnen, als ob ein Ungeheuer in der Schlafstube wäre. Auf meinen angstvollen Klageruf hörte der Greuel plötzlich auf, statt dessen erscholl aus der nämlichen Zimmerecke die gütige Stimme meines Vaters: ich solle nur ruhig weiter schlafen, tröstete er, er werde forlan nicht mehr schnarchen. Also „schnarchen“ nennt man scheint's diese fürchterlichen Töne, und Papa war es gewesen, der „schnarchte“. Beruhigt wollte ich weiter schlafen; da fing es von neuem an, noch gräßlicher war, mußte ich mich doch wieder fürchten, es klang zu bedrohlich. Wozu „schnarchen“ denn eigentlich Papa? Rätsel! So ging es die ganze Nacht weiter, abwechselnd zwischen „Schnarchen“, Hilferuf und Trostrede.

Am Morgen beim Kaffeetrinken starrte ich meinem Vater schen und misstrauisch ins Gesicht, besorgend, er werde plötzlich wieder zu „Schnarchen“ anfangen. Doch nein, nicht im mindesten. Freundlich, gütig, lachend wie früher. Da klickte die Gabel auf meine Nase. Er „schnarcht“ nicht am Tage. Am Tage ist er sanft, bloß in der Nacht wird er zornig. Aber warum wird er denn in der Nacht zornig? Rätsel!

Nach beendigem Frühstück rief mich Agathe ins Schlafstübchen zurück. „Sieh einmal, was ich in Deines Vaters Bett gefunden habe.“ Oh freudige Heberausung! Ein großes schwarzes Panzerstück mit einem Nüssel und unjüngig langen Weinen. „Ein Käfer“ erläuterte Agathe. Hierauf verwünschte sie den Käfer, schüttelte ihn auf den Boden und trat ihn tot. Schade um ihn! Und unbegreiflich von ihr! Kann es denn etwas willkommeneres geben, als wenn die Tiere, statt daß man sie in den Bilderbüchern oder an Großvaters Hügel suchen muß, einem von selber freiwillig ins Haus kommen? Käfer in den Betten, Schnecken auf dem Sofa, Rösche im Waschboden, wäre das nicht ein Festvergügen? Aber eine schwierige Frage beschäftigte meine Gedanken: Wieso geschieht es, daß, weil Papa in der Nacht „geschnarcht“ hat, nachher am Morgen ein Käfer in seinem Bett liegt? Rätsel!

Das nächste Mal, daß Papa wieder „schnarchte“, suchte ich am Morgen in freudiger Erwartung nach dem Käfer. Aber oh Enttäuschung! Keiner da! Und auch in der Folge nie einer mehr. Warum kam nur das erste Mal ein Käfer? Rätsel!

Eines Morgens, als wir aufstanden, war die Straße wie ein See, und alles was in Großvaters Matte wuchs, lag wie gestampft auf dem Boden! Einzig ein Kornfeld stand aufrecht, aber schief; und durch das Kornfeld liefen weiße Gassen. Meine Eltern standen am Fenster und redeten von Schaden und Verwüstung, von Donner und Blitz. Ich aber merkte, wer das getan hatte: der Rinduck. Der war in der Nacht heimlich aus dem Walde durch die Matte geflohen; man sieht ja noch die Gassen, durch die er gekommen ist. Wie aber brachte es der Rinduck zustande, mit seinen kleinen Flügeln solch einen elefantennmäßigen Anflug zu stiften? Rätsel!

### Altertumskunde.

Der Ursprung des Minotaurus. Die Ausgrabungen in Kreta stellten unter dem Bienen, was die Archäologie im letzten Jahrzehnt aus Tageslicht gezogen hat, wohl das erstaunlichste dar. Nicht nur das hohe Alter, sondern auch die künstlerische Entwicklung und Mannigfaltigkeit der krethischen Altertümer haben die Begriffe von der ältesten Geschichte der griechischen Kultur von Grund aus umgestaltet. Der Mann, der zu diesen Ergründungen am meisten mitgewirkt hat, ist der englische Altertumsforscher Arthur Evans, der jetzt in einem Vortrag, der alljährlich zum Gedächtnis von Huxley in der Universität Birmingham veranstaltet wird, Gelegenheit genommen hat, die gesamte neuertorbene Kenntnis über das Zeitalter des sagenumwobenen Königs Minos von Kreta zu geben.

Während bis dahin die von Schliemann in Mykenä aufgedeckten Reste als die älteste vorgezeichnete Zivilisation auf griechischem Boden gegolten hatten, wurden sie durch die krethischen Funde als Nachkömmlinge einer weit älteren Kultur gekennzeichnet, die auf der größten Insel des Ägäischen Meeres bereits einen hohen Grad der Reife erlangt hatte. Nach dem Vorschlage von Evans wird diese Stufe als Minoische Kultur bezeichnet, da der Name des Königs Minos durch die Ueberlieferung in die Mitte gerückt worden ist. Er war nicht nur der erste Gesetzgeber, ein krethischer Moses, der die Gesetze auf dem Berge von der Gottheit in

Empfang nahm, sondern auch der erste Patron der Künste, der den berühmten Baumeister und Ingenieur Dädalus beschäftigte; endlich auch ein mächtiger Herrscher, der zum erstenmal eine einheitliche Seemacht über das umgebende Inselmeer einschleuderte, der benachbarten griechischen Gestade zusammenschweißte. Nach der Sage stand sein Königspalast in Knossos und war in seiner künstlerischen Bauart und in seinem Schmuck ein Zeugnis der hohen Kultur, die unter diesem Fürsten ihre Blüte erreichte.

Das berühmteste Märchen jener Zeit, vom Labyrinth und vom Minotaurus, ist nach der Meinung von Evans eine böshafte Erfindung der Athener, die damals Untertanen von Kreta waren, und zwar sicher in weit buchstäblicherem Sinne, als etwa heute Kreta zum griechischen Staat gerechnet wird. Sonderlich sanft mag Minos die Fängel seiner Herrschaft nicht geführt haben, vielmehr ist anzunehmen, daß sich unter den Tributern, die er den Athenern auferlegte, auch recht harte Forderungen waren. Sicher haben sich diese auch auf die Lieferung von Menschenmaterial erstreckt, aber doch wohl in anderer Art, als es jene Sage darstellt. Die athensischen Jünglinge, die angeblich dem Minotaurus zum Fraß überliefert wurden, dienten vielleicht dazu, eine Ausbildung als Matadore für Stiergefechte zu erhalten, und da mögen wohl öfters Unglücksfälle eingetreten sein, deren eigentlicher Ausgang von dem Verlaufe der Sage nicht allzu weit verschieden gewesen ist.

Was von den Wunderbauten des Labyrinths und des Königspalasts tatsächlich vorhanden gewesen ist, konnten erst die Ausgrabungen feststellen, und sie haben alle Erwartungen nicht nur erfüllt, sondern weit übertraffen. Der Palast hat den Königspalast aufgedeckt und bewiesen, daß die Grobheit dieses Baues von der Ueberlieferung keineswegs übertrieben worden ist. Das Labyrinth freilich hat sich eine arge Wandelung gefallen lassen müssen. Aus dem künstlich erfundenen Gebäude mit seinem Gewirr von Gemächern, aus denen schließlich erst der Kriadesaden einen Ausgang wies, hat sich ein friedlicher Schlafwinkel für Priester entsponnen, der in mancher Hinsicht eine modernere Einrichtung besaß, als sie das spätere klassische Griechenland hervorzubringen verstand.

Die Friesse, die an den Haupteingängen angebracht waren, haben das meiste dazu getan, die alte Sage aufzuklären. Besonders wichtig sind die mächtigen Reliefs, die das nach dem Meer zu gelegene Tor schmückten. Auf diesen sind Stierkämpfe dargestellt, und zwar werden gefangene Kinder beider Geschlechter herzugeführt, um an diesem gefährlichen Sport teilzunehmen. Die alten Griechen sind also einigermassen zu entschuldigen, wenn sie aus diesen Schicksalen die Sage vom Minotaurus schufen. Die ganze minoische Kultur zeigt in wunderbarer Vollkommenheit den Uebergang von der älteren Steinzeit bis zum Beginn der Eisenzeit und umfaßt einen Abschnitt von etwa 2200 Jahren, nämlich von etwa 3400 bis 1200 v. Chr.

### Kulturgeschichtliches.

Irztümer der Wissenschaft. Der berühmte Plinius gibt in seiner Naturgeschichte eine Anleitung, daß man Trunkenbolde kurieren könne, indem man ihnen drei Tage lang Wein zu trinken gibt, in den man die Eier von Nachteulen gelegt hat.

Kircher, der im 17. Jahrhundert zu den angesehensten Gelehrten gehörte, gibt zur Erzeugung von Schlangen folgendes Rezept: Nimm eine Schlange von irgend einer beliebigen Art, röste sie, schneide sie in kleine Stücke und säe sie in einen fetten Boden. Hierauf besprengte sie von Tag zu Tag leicht mit Wasser aus einem Lohse, wobei darauf zu achten ist, daß das Stück Land der Frühlingssonne ausgekehrt sei. In acht Tagen wird man die Erde mit kleinen Würmern bestreut sehen, welche, wenn man sie mit Milch, die mit Wasser verdünnt werden, ernährt, allmählich an Größe zunehmen, bis sie die Gestalt von vollkommenen Schlangen erreichen.

Eine berühmte, im Jahre 1600 in Paris erschienene Naturgeschichte von Claude Duret berichtet von Wämen, welche lebende und fliegende Enten als Frische hervorbrächten. Früher seien diese Bäume auf Schottland gediehen, während sie nach Ansicht Claude Durets später nur noch auf den Orladen vorlämen. Die Enten, die diese Bäume hervorbrächten, fielen im Zustande des Sterbens von ihnen ab. Wenn sie auf die Erde fielen, blieben sie tot, im Wasser aber erholten sie sich wieder und flogen davon.

Bei Begründung der Berliner Akademie der Wissenschaften durch Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1700 wurden in der Verfassung der Präsident aufgefordert: „Derfelbe solle das Mögliche dazu beitragen, die Wäwölfe, Bergmännlein, Drachenkinder, Nixe und Irwische auszurotten und für jedes Stück, das er in Seen, Pfützen, Moräften, Höhlen oder Gruben auffände, sechs Taler erhalten. Auch solle er von jedem verzauberten Schak, den er hebe, den vierten Teil erhalten“.

Ein deutscher Gelehrter, namens Behringer, Professor in Würzburg, veröffentlichte 1726 eine „Lithographia Würceburgensis“ mit Kupferstichen aus seiner Sammlung, unter denen die Abbildungen von „versteinerten Sonnenstrahlen“ und „versteinerten Spinnweben“, die der Gelehrte in der Umgebung von Würzburg zu finden geglaubt hatte, enthalten sind.

Von der Universität Seguenza in Spanien aber wurde im Jahre 1755 die Preisfrage erlassen: „Ist es, um recht gesund zu werden, besser, wenn man beim Beschnitten der Nägel mit der rechten Hand beginnt oder mit der Linken? Und soll man mit dem Daumen anfangen oder mit dem kleinen Finger?“